

Ben McGrath

Riverman

Eine amerikanische Odyssee

Aus dem Amerikanischen
von Felix Mayer

btb

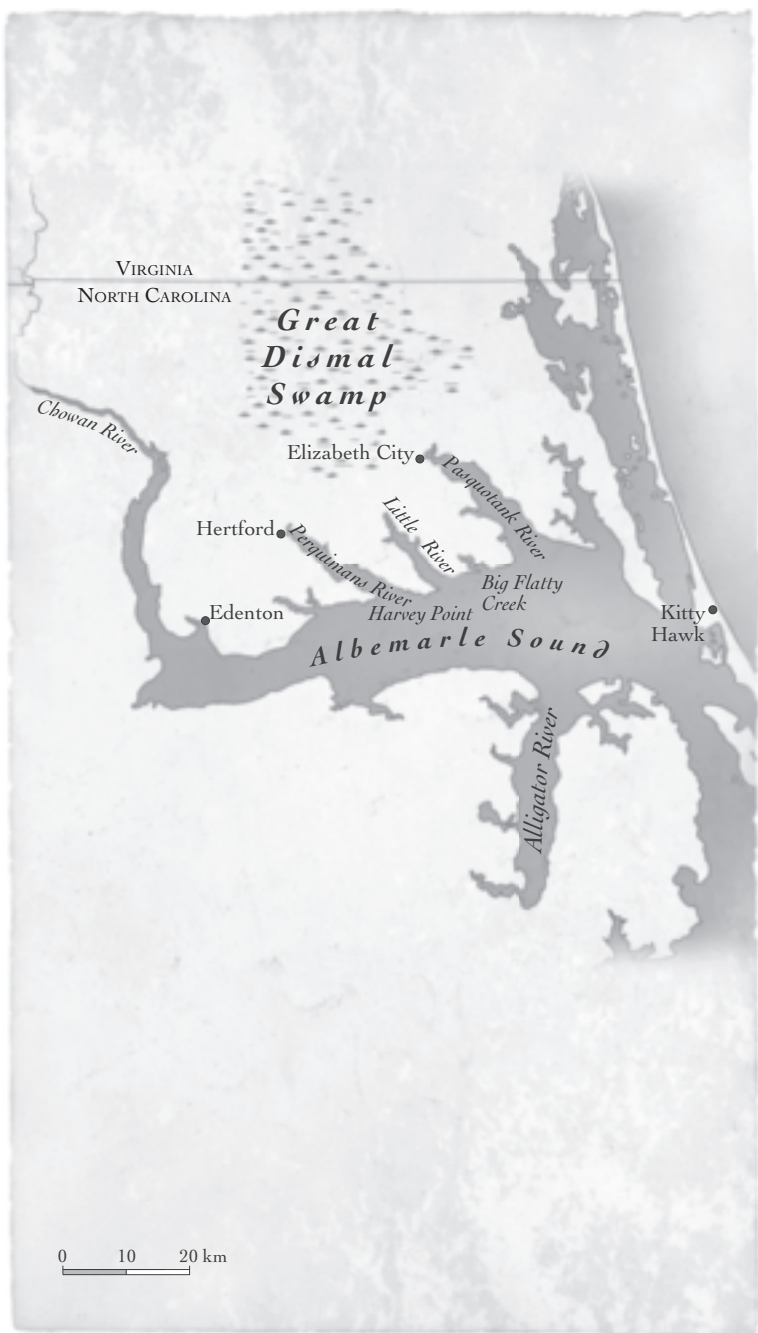
Für Ian und Sam

Wenn dir jemand Zitronen verkauft, mach Limonade. Fang nicht an zu flennen, wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist. Hol's wieder raus. Sei nicht kleinkariert. Schrei nicht hysterisch rum. Sei keine Heulsuse. Nörgel nicht rum. *Tu* was. Lass dir deinen Stolz nicht nehmen. Geh in der Sonne spazieren. Iss Schokolade. Geh schwimmen und paddel den Fluss runter. So geht's. Das ist der Weg. Das ist das Dao. Bleib dabei. Ha! Und jetzt zu etwas durchaus Unterhaltsamem: meiner Reise.

– DICK CONANT







Prolog

Ein kurzer roter Streifen am Ufer. Was auch immer das war – am Donnerstag zuvor, als Barry Lowry zuletzt losgezogen war, um Felsenbarsche zu angeln, war es noch nicht dagewesen. Es war ein Samstagmorgen Ende November 2014, dem eine stürmische Woche vorausgegangen war. Das Boot von Lowry, einem Sojafarmer aus North Carolina, und seinem sechs Jahre alten Sohn Brayden hatte gerade das Tempo der Gleitfahrt erreicht, als sie das seltsame Objekt entdeckten. Lowry drosselte den Motor, warf einen Blick durch sein Fernglas, murmelte »Ach du Scheiße!« und ließ das Fernglas wieder sinken. Darum bemüht, Brayden nicht zu beunruhigen, griff er nach dem Mikrofon seines Funkgeräts und funkte Grover Sanders an, ebenfalls ein Farmer, der seit dem Morgengrauen unterwegs war und Enten jagte. Sanders war dreißig Jahre älter als Lowry, und sein wilder weißer Bart verlieh ihm eine gewisse Autorität.

»Kannst du mal kurz rüberkommen?«, fragte Lowry.

»Was ist denn jetzt schon wieder los?«, entgegnete Sanders. Es war nicht das erste Mal, dass Lowry ihn auf dem Wasser um Hilfe bat.

»Da drüben bei den Baumstümpfen ist irgendwas. Sieht aus wie ein Boot. Und allein will ich da nicht hinfahren.«

»Mein Gott ...«

Sanders erwiderte, Lowry und Brayden sollten kehrtmachen und zu ihm kommen. Dann würden sie mit seinem Boot die Sache gemeinsam untersuchen.

Die Stümpfe waren die Kniewurzeln der Zypressen, die am Nordufer des Albemarle Sound aus dem Wasser ragen und ihm die Farbe von Tee verleihen. Sanders war am Vorabend während der Dämmerung dort gewesen, östlich der Mündung des Big Flatty Creek, aber ihm war nichts Besonderes aufgefallen. »Also muss es in der Nacht dort angetrieben worden sein«, sagte er.

Als sie langsam auf das rote Objekt zufuhren, erkannten sie, dass es ein gekentertes Kanu war, das sich zwischen den Wurzeln verkeilt hatte. Eine Viertelstunde lang beobachtete Sanders die weitere Umgebung der Stelle argwöhnisch und hielt dabei sein eigenes Boot so gut wie möglich von den Wurzeln fern. Unterhalb des gestrandeten Bootes schwappten Seile im Wasser. Sie bildeten ein lockeres Netz, in dem sich Tüten befanden – oder vielmehr, wie Sanders schon bald feststellte, Tüten, die in Tüten steckten, die wiederum in zugeknöteten Tüten steckten. Diese Gebilde enthielten ausreichend Luft, um als Schwimmer zu fungieren.

Weil sie nicht sicher sein konnten, was sie entdecken würden, wenn sie das Kanu umdrehen, sagten die beiden Männer zu Brayden, er solle sich ins Heck des Bootes setzen. Dann zückte Sanders ein Messer und schnitt die Seile eins nach dem anderen durch.

Auf die anfängliche Erleichterung – keine Spur von einer Leiche – folgte schon bald Ratlosigkeit. Steuerbords war auf dem Dollbord ein Paddel befestigt und so gut gesichert, dass

es nicht wirkte, als sei es in letzter Zeit in Gebrauch gewesen. Ein Ersatzpaddel? Die beiden Männer suchten mit den Blicken das vor ihnen liegende Ufergelände ab, über vierhundert Hektar Sumpfgebiet, bewaldet mit Zypressen und Tupelobäumen. Nichts. In ihrem Rücken, nach Süden hin, bis zum Horizont nur glucksendes Brackwasser. Sanders rief seinen Freund Randy Cartwright, den Sheriff von Pasquotank County, auf dem Handy an. Dann zogen sie das Kanu, das aus Kunststoff war, über den Bug in Sanders' Boot, zusammen mit so vielen Tüten, wie sie in dem Boot unterbrachten, und fuhren einen schmalen Kanal entlang landeinwärts, der an den baufälligen Docks und den gewaltigen Abfallbergen von Muschelschalen des Fischereibetriebs Frog Island entlangführte. Dort erwarteten sie ein Stellvertreter des Sheriffs sowie John Beardsley und Chase Vaughan, zwei Mitarbeiter der North Carolina Wildlife Resources Commission, die sogleich die sichergestellten Gegenstände nach Hinweisen durchsuchten.

Weder in Pasquotank noch in den angrenzenden Countys war jemand als vermisst gemeldet worden. Die Unmenge an Landkarten und anderen Ausrüstungsgegenständen, mit denen das Kanu vollgestopft war, ließ auf eine lange Reise schließen. Ebenso wie etliche durchweichte Ausgaben von Zeitungen aus weit entfernten Städten. *The Poughkeepsie Journal*. *The Times of Trenton*. Allem Anschein nach hatten sie es hier mit einem vielseitig interessierten Reisenden zu tun: ein Interview mit dem Wirtschaftswissenschaftler Paul Krugman, ausgeschnitten aus dem *Princeton Magazine*, eine drei Monate alte Ausgabe des *New Yorker*. Am Rand einer der Karten, einer Fahrradkarte von Plattsburgh, New York, befand sich eine handschriftliche Notiz. Der stellvertretende Sheriff las sie aufmerksam.

Ein Geschäftsmann geht zum Fluss. Er hat Tabletten und eine Flasche Schnaps dabei. Er will sich umbringen. Nachdem er es sich auf einer Decke bequem gemacht hat, taucht der Besitzer des Uferstreifens auf, in der Hand ein Gewehr. »Was machen Sie auf meinem Grund?« »Ich bringe mich um. Sagen Sie, würden Sie mir wohl Ihr Gewehr leihen? Das geht schneller als mit Tabletten.« »Ja, klar. Hier, bitte.« Daraufhin erschießt der Geschäftsmann den Farmer, überlegt es sich anders und behält das Gewehr.

Waffen waren in dem Kanu jedoch nicht zu finden. Unter den geborgenen Gegenständen befanden sich siebzehn Zahnbürsten, vierzehn Lippenpflegestifte, sechs Feuerzeuge, Nähzeug, eine Glühbirnenfassung, eine Digitalkamera, drei Romane von Louis L'Amour, ein schlammverkrustetes Klapphandy von Samsung, zwei USB-Sticks, elf Stifte, ein Satz Spielkarten, ein Seefunkgerät, ein rund ein Meter langes Verlängerungskabel, zwei Schlüsselanhänger der Apothekenkette CVS und das Buch John Paul Jones: *A Sailor's Biography*. Die Laptoptasche von Dell war leer. Als der Inhalt des Kanus nach der Inventarisierung in einem Lagerschuppen zum Trocknen hing (wobei die Seile, die sich von dem Boot gelöst hatten, als Wäscheleinen dienten), nahm er zwei ganze Truck-Stellplätze ein. Dass das alles in einem rund vier Meter langen Kanu Platz gefunden hatte, erschien wie ein logistisches Wunder, nicht weniger außergewöhnlich als die Tatsache, dass so ein Wasserfahrzeug in so abgelegenen Gefilden unterwegs gewesen war, ohne dass sein Führer auf irgendeine Weise von sich hatte hören lassen.

Als das Handy aufgeladen war und die Männer es einschal-

teten, leuchtete eine Nachricht auf, die mitteilte, dass das Guthaben bei 0,00 US-Dollar lag. Der letzte eingehende Anruf – von einer Nummer in Bozeman, Montana, – stammte vom 20. September 2011, lag also über drei Jahre zurück. Der letzte ausgehende Anruf war nach Livingston, Montana, gegangen, am 24. November 2011.

Auf Quittungen und verschiedenen anderen Dokumenten und Papieren fanden sich alle möglichen Notizen, geschrieben mit blauem und schwarzem Tintenstift:

»Wenn du zulässt, dass dich die Armut lähmt, zeigt das, dass du weder Vorstellungskraft noch Willen besitzt.«

»Idee für SciFi: USB-Schnittstelle zwischen dem menschlichen Nervensystem und dem Internet.«

»Es war mir nicht vergönnt, das zu tun, was unsereiner tun sollte. Also tue ich das, was ich tun will. Ich paddle.«

»Ich kann nicht alles. Aber eines kann ich: Langstrecken-Kanufahren.«

Manche Angaben auf den Quittungen waren mit Kugelschreiber nachgezogen, wie um sie vor dem Verbleichen durch das Licht und dem Zahn der Zeit zu bewahren. Nicht nur wichtige Zahlen, sondern auch Phrasen wie *Spürbar mehr fürs Geld* oder *Sie wurden betreut von: Samantha*.

. . .

Für Bootsunfälle bei Freizeitunternehmungen ist in North Carolina die Wildlife Resources Commission zuständig, und so übernahm Officer Beardsley, ein dreißigjähriger Armeeveteran, die Leitung der Untersuchung bei Frog Island. Als Erstes fiel ihm auf, wie hochwertig die zwei Schlafsäcke waren,

die sie in dem Kanu gefunden hatten. Er selbst hatte ähnliche Modelle benutzt, als er wochenlang in der Gebirgsregion nahe der afghanisch-pakistanischen Grenze campiert hatte. Er wusste noch gut, wie er morgens in wohliger Wärme aufgewacht war, während sich auf dem Reißverschluss Eis gebildet hatte. Der Kanufahrer war offenbar bestens auf den Winter vorbereitet gewesen.

Als er die Papiere durchsah, die vor ihm ausgebreitet auf dem Dock lagen, bemerkte er eine handschriftlich notierte Telefonnummer. Nicht aus der Gegend, sondern aus New York. Darüber stand ein Name. Das war zumindest ein erster Anhaltspunkt, wenn auch ein sehr vager.

Steinzeitmentalität

Im Sommer 1999 erlebte Richard Perry Conant – damals neun- undvierzig Jahre alt – den herrlichsten Tag seines ereignisreichen und an dramatischen Wendungen nicht armen Lebens. Der Tag begann vielversprechend: Als Conant aufwachte, verspürte er keine Übelkeit. Er hatte in einem Wäldchen am Ostufer des Yellowstone River campiert und am Vorabend große Mengen ungereinigtes Flusswasser getrunken. War heute Montag? Er war sich nicht sicher. Es gefiel ihm, dass sein Zeitgefühl verschwamm. Über eine Woche zuvor hatte er seinen Job als Hausmeister in einem Krankenhaus für Kriegsveteranen in Boise aufgegeben. Er war noch immer sauer, dass Bill Clinton während des Amtsenthebungsverfahrens so nachsichtig behandelt worden war, und hatte vielleicht auch von der modernen Welt überhaupt die Nase voll. Bevor er aufgebrochen war, hatte er auf dem Dachboden des Hauses, das er gemietet hatte, etliche Packungen tiefgefrorenen Fisch eingelagert – eine Stinkbombe mit langer Zündschnur. Dann war er in den Yellowstone-Nationalpark gefahren und hatte dort Elche, Ziegen, Büffel und – auf den üppigen Wiesen der Blacktail-Hochebene – einen Schwarzbären beobachtet. Dann hatte er bei

Walmart ein Kanu gekauft und es in der Nähe der Grenze zwischen Montana und Wyoming zu Wasser gelassen. Sein Ziel: der Golf von Mexiko.

Mittlerweile hatte er den Yankee Jim Canyon passiert, eine Engstelle zwischen der Absaroka Range und der Gallatin Range, durch die sich der Fluss wild schäumend zwängt. Einige Tage zuvor war er in einer Stromschnelle namens Boateater gekentert, hatte dabei aber Glück gehabt und nur eine Machete und einen Hut verloren. Das Wasser war eiskalt, und er hatte überlegt, wie er so etwas künftig vermeiden könnte, und etwa mit dem Gedanken gespielt, Ausleger an seinem Kanu anzubringen, um es zu stabilisieren. Doch er hatte kein Auto mehr, mit dem er das erforderliche Material hätte besorgen können. Als er jetzt am Morgen auf einer Brücke stand und angespannt auf den Flussabschnitt blickte, der vor ihm lag, hielt ein Lastwagen neben ihm, und der Fahrer fragte, nur halb im Scherz, ob jemand ertrunken sei. Nicht wirklich witzig. Conant frühstückte zügig (Süßkartoffeln mit scharfer Soße und wieder Flusswasser) und brachte seine Ausrüstung in die alte Ordnung, darunter ein Vorrat an Pepto-Bismol, ein Mittel gegen Magenbeschwerden, und ein Notizbuch mit marmoriertem Einband, in dem er einige Appelle an sich selbst festgehalten hatte: »MITTEL GEGEN INSEKTEN. WEITER TOTSCHLAGEN. In Stromschnellen: festhalten. AUGEN ZUMACHEN.« Kein Wort mehr von einem Ausleger. Dann war er wieder unterwegs, ein einsamer Kanufahrer unter vereinzelten Ruderbooten, um zehn Uhr vormittags, in sieben Knoten starker Strömung.

Die Felswände des Canyons traten zurück, und das Kanu schoss hinaus in ein Tal, das zu beiden Seiten von nahe gelege-

nen Dreitausendern flankiert wurde. Die Pappeln entlang der Ufer rauschten im böigen Wind und überzogen den Boden mit ihrem Sommerschnee. An der Wasseroberfläche entstanden ohne erkennbaren Grund wirbelnde Strudel und verschwanden sogleich wieder, während am Rand von Conants Sichtfeld Regenbogenforellen auftauchten. Das Tal machte seinem Namen alle Ehre: Paradise Valley. Conant hatte weite Teile der Welt bereist und war in allen achtundvierzig zusammenhängenden Bundesstaaten der USA gewesen, doch dieses Flusstal erschien ihm als das malerischste, das er je mit eigenen Augen gesehen hatte.

Der Nachmittag brachte schwüle Hitze, und Conant musste immer öfter Slalom fahren, denn die langen, geraden Abschnitte wurden immer weniger, aber er navigierte geschickt über Untiefen und durch Stromschnellen. Siebzig Kilometer weit glitt er dahin und schrammte dabei nur zweimal an einen Felsen. Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang erreichte er, aufgeputscht vom Adrenalin, schließlich Livingston, eine Stadt, die zu gleichen Teilen aus Kunstgalerien und Saloons zu bestehen schien. Yuppies und Cowboys. Conant hatte Kunst studiert und besaß Gelüste, die eines Falstaff würdig gewesen wären. Er konnte sich vorstellen, sich an einen solchen Ort zu gewöhnen.

Doch vorher hatte er sozusagen noch etwas zu erledigen. Er spielte mit dem Gedanken, Weihnachten in Mississippi zu verbringen (in Natchez oder Vicksburg) und das neue Jahrtausend in New Orleans einzuläuten. Er hielt sich dazu an, nicht zu »säumen«, wie er gern sagte, in Erinnerung an seinen verstorbenen Vater, der Colonel in der Armee gewesen war und einen ausgeprägten Sinn für rechtschaffenes Handeln gehabt

hatte. In der Spielbank eines Hotels im Süden der Stadt machte er ein wenig Gewinn, mit dem er die von Bernard DeVoto herausgegebene gekürzte Fassung der *Journals of Lewis and Clark*¹ erstand, ein passendes Vademecum für eine Durchquerung des Kontinents auf dem Wasser.

Als Conant in einem Park neben ein paar Baseballplätzen die Ausrüstung in seinem Kanu neu sortierte, kam eine junge dunkelhaarige Frau vorbei, die mit ihrem Hund Gassi ging. Sie kamen ins Gespräch. Die Frau hieß Tracy. Sie schien fasziniert von seinem Vorhaben, vielleicht auch beeindruckt von seiner Tollkühnheit. Conant, der seit Woodstock fast immer nur Latzhosen getragen hatte, hatte sich in den zurückliegenden Jahren daran gewöhnt, dass ihn die Leute eher als Eigenbrötler denn als charmantes Raubein betrachteten. Er war eben der Hausmeister gewesen, Studienabschluss hin oder her. Er war athletisch gebaut und von Haus aus ein sportlicher Typ, brachte jedoch mittlerweile bei einer Größe von 1,85 Meter deutlich über hundert Kilo auf die Waage. Darüber konnten auch seine blauen Augen mit dem durchdringenden Blick und sein schütteres blondes Haar nicht hinwegtäuschen. Er ging mit wachen Sinnen durch die Welt und war bisweilen überaus empfindlich. Doch jetzt stand ihm eine Frau gegenüber, die ihn vielleicht so sah, wie er sich selbst noch immer voller Überzeugung sah: intelligent, abenteuerlustig, charismatisch, *ehrgeizig*.

Tracy fragte ihn, was er nach seiner Reise vorhabe. Die Frage lag nahe, aber sie war nicht leicht zu beantworten. Was konnte ein Mann mittleren Alters, der seinen Job hingeschmissen und sein Haus mit Stinkbomben verseucht hatte, vom Leben noch erwarten, wenn er auf einem der längsten Flusssysteme der

Welt erfolgreich knapp fünftausend Kilometer zurückgelegt hatte, vom Yellowstone über den Missouri zum Mississippi? Conant mochte Universitätsstädte und blauen Himmel. Und er mochte Krankenhäuser – vor dem Job als Hausmeister hatte er als OP-Assistent gearbeitet und bei der Vorbereitung von Operationen geholfen. Jetzt sagte er, er überlege, sich hier in der Nähe niederzulassen, in Bozeman, und liebäugle mit dem Gedanken, Bakteriologie zu studieren. Dann wäre er zwar schon ein bisschen spät dran mit der Fortsetzung seiner medizinischen Laufbahn, aber nach der langen Paddelfahrt nach Livingston, die alle seine Kräfte gefordert habe, fühle er sich wieder jung und sei voller Optimismus. Als er später weiter flussabwärts fuhr und das Gespräch noch einmal Revue passieren ließ, fiel ihm wieder ein, wie die Frau ihn bei der Aussicht auf seine Rückkehr leicht verschämt und mit leuchtenden Augen angesehen hatte. In sein Notizbuch schrieb er: »Ich hoffe, ich sehe Tracy wieder.«

. . .

Nach einer Woche auf dem Wasser war er mitunter ein wenig wacklig auf den Beinen. Der Boden unter seinen Füßen schien sich zu heben und zu senken, als wogten darunter die Wellen. Er gewöhnte sich an, den trügerischen Sand zu meiden, der die Farbe von Schießpulver hatte, rasch nachgab und ihm die Schuhe von den Füßen saugte, und verließ sich lieber auf Schotterbänke, je felsiger, desto besser. Auf einer Strecke von mehreren Hundert Kilometern überwand der Fluss gut sechshundert Höhenmeter, ließ dann die Berge hinter sich und verlangsamte seinen Lauf. Die Temperaturen erreichten an die

vierzig Grad. Das Tal mit der üppigen Vegetation wandelte sich in karges Prärieland, die ockerfarbenen Uferhänge waren von roten Streifen und Kohleschichten schraffiert. Er sah Fußspuren von Tieren, die größer als seine Hände waren, und einen Rotluchs, so groß wie ein Schäferhund.

Die Schwindelgefühle ließen mit der Zeit nach, doch die Insekten machten Conant weiter zu schaffen. Kriebelmücken, die nach ihren Angriffen so schnell wieder verschwanden, dass er schon bald nicht mehr zwischen echten Stichen und Phantomstichen unterscheiden konnte – eine Art vorauseilende Paranoia; ganze Wolken von Stechmücken, die sich in seinen Atem mischten; Moskitos, die ihn in den Wahnsinn trieben, weil sie, angezogen von der Feuchtigkeit, seine Augäpfel attackierten und in den Falten seiner Lider hängen blieben. Als er die Beipackzettel der Mittel gegen Juckreiz studierte, die in Drugstores erhältlich waren, fiel ihm auf, dass die meisten davon Ammoniak enthielten. Also stöberte er in den Regalen mit Putzmitteln und erstand für einen Dollar fünfzig einen halben Liter Haushaltsammoniak. Eine versuchsweise lokale Anwendung verursachte keinen Hautausschlag, woraufhin er sich das Zeug in großen Mengen besorgte und es täglich großzügig zur Linderung auftrug. Um an Händen, Füßen und im Gesicht Risse in der Haut zu heilen und Blasen vorzubeugen, verwendete er Bag Balm, ein Desinfektionsmittel für Nutztiere auf der Basis von Lanolin. Als ihm das Lederfett für seine Schuhe ausging, behandelte er auch diese mit Bag Balm und stellte fest, dass es Nässe genauso gut abhielt wie Lederfett, und das zum halben Preis.

Seitdem er im Yankee Jim Canyon gekentert war, nagte an seinem Brillengestell der Rost, aber er sah jetzt nachts wie-

der ausgesprochen scharf, eine Fähigkeit, die er während seiner Zeit als Steuermann bei der Navy verfeinert hatte und auf die er besonders stolz war. Kurz vor Sidney an der Grenze zu North Dakota sah er fünf Sternschnuppen, und später legte er den Weg von der Stadt zu seinem Kanu, durch Weizen- und Maisfelder, im Licht der Sterne zurück. Als er die Luft atmete, die sauber und frei von Schmutz und Staub war, fiel ihm auf, dass er schon seit Wochen nicht mehr das Bedürfnis verspürt hatte, sich irgendwelchen Dreck aus der Nase zu pulen. Um an seinem Lagerplatz lesen und schreiben zu können, hatte er sich eine Lichtquelle gebaut, die er als »Lampion« bezeichnete: Er stellte eine weiße Geschirrspülwanne aus Plastik hochkant auf und platzierte dahinter eine Reihe von Kerzen mit Zitronellenöl, sodass sie vor dem Wind geschützt waren. Ende August hatte er sich eine »Steinzeitmentalität« angeeignet, wie er es nannte, baute aus Brocken von Sedimentgestein Schallräume (für sein Funkgerät) und Herdplatten, die er mit Kohle befeuerte. Auch ein Passagier hatte sich zu ihm gesellt: eine Maus, die auf der Suche nach Nahrung Löcher in seine wasserdichten Taschen knabberte.

Die Durchfahrt der Mündung in den Missouri verlief ereignislos, doch am Zusammenfluss mit dem Little Muddy River in der Nähe von Williston verirrte er sich in einem Labyrinth aus Flussarmen und Inseln, die von Weiden und Gestrüpp überwuchert waren. Als er inmitten eines Gewitters einen Lagerplatz suchte, stellte ihm ein Ochse nach. Er entdeckte eine Höhle, vor deren Eingang Knochen verstreut lagen, und zimmerte sich aus Treibholz eine Schlafkoje, »quasi ein Bettgestell aus Bauklötzchen«.

Nachdem er das Labyrinth hinter sich gelassen hatte, war

der Missouri weniger ein Fluss als eine Reihe lang gestreckter Seen mit wellenförmig verlaufenden Uferlinien, die von massiven Befestigungen gestützt wurden. Morgens kamen manchmal Tausende gewaltiger Karpfen zur Begrüßung, die sich an der Wasseroberfläche tummelten und so zahlreich waren, dass er achtgeben musste, sie nicht mit dem Paddel zu treffen. Über weite Strecken hinweg war keine Strömung zu spüren, doch oft fuhr er durch eine Dünung, wie sie auch auf dem Meer herrschte, und über brechende Wellen, auf denen er reiten konnte. Er kam sich vor wie auf dem Atlantik. Er gewöhnte sich an, beim Paddeln gegen den Wind die Schläge so zu setzen, dass das Paddel just dann ins Wasser tauchte, wenn er den Kamm einer Welle erreichte, um nicht so weit ausholen zu müssen. Bei der folgenden Welle versuchte er dann, ihren Schub steuerbord achtern zu absorbieren und mit dem Paddel den vorüberrollenden Wellenkamm zu erwischen.

Im Oktober war die Luft vom Krächzen der Raben und dem Duft von Ackermintze erfüllt. Eines Morgens zog dichter Nebel auf, dem ein peitschender Eisregen folgte, der Conant die Augenhornhaut aufriss. Einige Tage später beobachtete er in South Dakota gewaltige Kumuluswolken, die in gleichmäßiger Bewegung über das Sioux-Reservat Lower Brule hinweg nach Westen zogen, als er plötzlich sah, dass im Osten der ganze Himmel in ungetrübtem Blau erstrahlte. An einer Stelle des Flusses sah er in der Mitte Schwaden von Feuchtigkeit aufsteigen: eine Fontäne aus Dunst.

Er hatte lebhafte Träume: Schweinswale, die über die Drehkreuze einer überfluteten Subway-Station sprangen. Er kam darauf, die besten Stücke Treibholz in seiner Kühlbox zu verstauen, sodass er auch bei Regen trockenes Anmachholz hatte.

Er stellte mit Gefallen fest, dass, je weiter er im gemächlichen Tempo des aufgestauten Flusses nach Süden vordrang, die herbstliche Färbung des Laubes umso länger andauerte und schon bald in ihren dritten Monat ging.

Der ungefähre Mittelpunkt der Strecke, sowohl geografisch als auch thematisch, war Sioux City, Iowa, wo die Fahrrinne des Missouri beginnt oder endet, wenn man mit dem Schlepper von New Orleans flussaufwärts kommt. Conant feierte den Abschluss der raueren und wilderen Hälfte seiner Reise, indem er sich an einem Stand in einem Supermarkt den Blutdruck messen ließ. Er war von 200/100 auf 120/70 gefallen. Die Kanufahrt hatte bewirkt, was kein Medikament geschafft hatte. Einige Tage darauf wachte er in Decatur, Nebraska, zum ersten Mal durch das Geräusch eines Schubschiffes auf, das einen Lastkahn manövrierte. »Ich beobachtete die dadurch entstehende Wellenbewegung genau«, notierte er. »Das Wasser schwappte nicht in mein Boot, wie ich befürchtet hatte. Das waren Wellen, auf denen man fahren kann. Um der Sicherheit willen werde ich permanent wachsam sein müssen.« Vor ihm lagen Omaha, Kansas City, St. Louis und Memphis. Ein Highway aus Wasser.

Handfeste Dinge

Ich lernte Dick Conant fünfzehn Jahre später kennen, Anfang September 2014, am Labor Day. Ich war mit meinem zwei Jahre alten Sohn Ian gerade am Westufer des Hudson, in Piermont, New York, einem kleinen Ort dreißig Kilometer nördlich von Manhattan, als unser Nachbar Scott auf uns zukam und auf ein verdrecktes Boot deutete, das an seiner Ufermauer an einem Eisenring vertäut war. Es war ein Kanu aus rotem Kunststoff, vollgepackt wie für den Jüngsten Tag, mit ausrangierten Seesäcken vom Militär, Planen und Mülltüten. Scott sagte, der Besitzer des Kanus paddle »von Kanada nach Florida« und mache gerade bei ihm zu Hause eine kurze Rast.

Damals kannten wir Scott noch nicht besonders gut. Meine Frau Leah, Ian und ich waren erst im Jahr zuvor nach Piermont gezogen. Zuvor hatten wir in Brooklyn gewohnt, direkt am Wasser, wo uns einmal ein Hurrikan einen Fisch in den Keller gespült hatte. Wie ein Warnsignal der Mafia. Von einem Überschwemmungsgebiet ins andere, hatte ich beim Umzug gewitzelt, obwohl unser neues Haus zumindest auf einer Anhöhe stand. Scotts Haus dagegen lag fast direkt an der Ufermauer. Ich betrachtete es meistens aus sicherer Entfernung,

von meinem Arbeitszimmer im ersten Stock aus. Regelmäßig sah ich, wie Scott aus dem Haus kam, oft noch im Morgenmantel, und – ja, was tat er da eigentlich? Richtete er Möwen ab? Zumindest wirkte es so. Sie fraßen ihm aus der Hand. Ich hatte gehört, dass er beruflich Linoleumböden verkaufte und an Halloween seine Süßigkeiten besonders begehrt waren. Wenn wir uns begegneten und kurz unterhielten, verströmte er eine Aura des Lakonischen, und oft verabschiedete er sich mit den Worten »Einen glücklichen Tag noch«. Leah nannte ihn Lebowski.

Wie sich herausstellte, wurde er an diesem Tag sechsundfünfzig. In seinem Wohnzimmer hatte sich an einem langen Tisch eine Handvoll Gäste versammelt. Der Mann, der an dem einen Ende saß, auf eine fürstliche Portion Kaviar und Donuts hinabsah und einen Cocktail mit Wodka trank, wirkte nicht nur in Piermont fehl am Platz, sondern überhaupt im 21. Jahrhundert. Er trug einen Overall aus Jeansstoff, eine ausgewaschene Baseballkappe und schlammverkrustete braune Stiefel und hatte einen fleckigen rostfarbenen Bart. Nachdem er den ganzen Sommer auf dem Wasser verbracht hatte, hatte seine Haut die Farbe eines gekochten Hummers; dazu war er von der Statur einer Seekuh. Sein Handschlag war so kräftig, wie ich es noch nie erlebt hatte, und er nannte seinen Namen vollständig und betonte dabei jede Silbe: *Dick-Co-Nant*. Ich fragte ihn, ob es stimme, dass er nach Florida unterwegs sei. Er nickte und konkretisierte sein Ziel: »Naples.« Vermutlich war er keine zwanzig Minuten zuvor hinter den Panoramafenstern vorbeigeglitten, wo das Wasser im hellen Licht der Morgensonne dahinwogte wie geschmolzenes Blei.

Conant war dreiundsechzig Jahre alt, und als Grund dafür,

dass er im Schneckentempo nach Süden wanderte, nannte er nur seinen Ruhestand. (Er scherzte, er sei einer dieser Rentner-Zugvögel, und lachte, dass sein Wanst bebte.) Seine Stimme war hoch und wohlklingend und erinnerte an die eines Kindes. Ich sprach meine Gedanken laut aus, indem ich anmerkte, dass Naples nicht am Atlantik lag, sondern an der Golfküste. Wahrscheinlich klang meine Äußerung skeptisch. (*Ihnen ist schon klar, dass Sie mit einem Kanu unterwegs sind? Kommen Sie damit überhaupt so weit?*) Conant war es gewohnt, argwöhnisch beäugt zu werden, und blieb dabei liebenswürdig, anstatt sich zu verteidigen. Er unterdrückte ein Grinsen, warf den Kopf zurück und erhob den Zeigefinger, als wolle er sagen: »Vorsicht, Bürschen.« Die Kurzfassung lautet: Es gibt einen Kanal, der durch den Lake Okeechobee führt und beide Küsten miteinander verbindet. Die ausführlichere Fassung war nur zu ahnen – er wirkte, als reise er im Geist über eine Landkarte und verliere sich ein paar Sekunden lang im Nebel der Logistik –, blieb jedoch um des höflichen Beisammenseins willen unausgesprochen. (Später wurde mir klar, dass er überlegt hatte, mir den Intracoastal Waterway zu erläutern, eine Kette von Meeresarmen, Flüssen, Buchten und künstlichen Kanälen, die eine sichere Passage über Wasser entlang der Ostküste und weiter bis zur mexikanischen Grenze ermöglicht.)

Einer der anderen Gäste verschwand kurz im Obergeschoss und kehrte mit einem gerahmten Zeitungsausschnitt aus dem Jahr 1977 zurück, meinem Geburtsjahr. Der Artikel berichtete über die Fahrradtour, die Scott Rosenberg, damals achtzehn Jahre alt, zusammen mit einem Freund von Rockland County, New York, nach Cocoa Beach, Florida, unternommen hatte, nur mithilfe von ein paar Hundert Dollar und der Unterstüt-